

Gespräch mit Margrit Sprecher : der Staat soll strafen, nicht rächen

Autor(en): **Sprecher, Margrit / Kippe, Esther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung**

Band (Jahr): **78 (2000)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-721490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Staat soll strafen, nicht rächen

Sie macht keinen Hehl daraus, dass sie immer auf der Seite des Angeklagten steht. Seit dreissig Jahren berichtet die «Weltwoche»-Journalistin Margrit Sprecher über spannende Gerichtsfälle. 1998 hat sie mehrmals das Todesgefängnis Huntsville in Texas besucht. In ihrem Buch «Leben und Sterben im Todestrakt» schildert sie die dort herrschenden Zustände.

VON ESTHER KIPPE

Sie sind die bekannteste Gerichtsreporterin der Schweiz. Menschen vor dem Richter sind ein sehr emotionales Thema für Journalisten. War dies der Anstoss für Ihre häufigen und eindrücklichen Gerichtsreportagen?

Den Anstoss gab mein Gefühl für Gerechtigkeit. Als ich das erste Mal an eine Gerichtsverhandlung ging, regte ich mich enorm darüber auf, dass ein anderer Gerichtsreporter sofort auf den Staatsanwalt zusteuerte. Sie waren per Du und schüttelten einander die Hand. Ich merkte, dass auch der Verteidiger mit dem Staatsanwalt und den Richtern befreundet war. Und der Angeklagte war mausbein alleine. In den Zeitungen wurde meistens nur die Anklageschrift abgeschrieben und alles aus der Sicht des Staatsanwaltes und der Anklage dargestellt. Man hatte den Eindruck, der Angeklagte sei ein vom Himmel gefallener Bösewicht ohne irgendein Vorleben. Mich interessierte, woher dieser Mensch kam.

Wenn Sie so einen Menschen vor Gericht sehen, besteht dann nicht die Gefahr, dass Sie unwillkürlich den kleinen Angeklagten in Schutz nehmen und vielleicht einmal die Tragweite seiner Tat nicht mehr sehen?

Das ist das kleinere Übel. Meine Gerichtsberichte sind nie objektiv, und ich versuche immer deutlich zu machen, dass ich auf der Seite des Angeklagten stehe. Mein Ziel ist es zu zeigen, dass wir alle, die wir noch nie vor Gericht gestanden sind, einfach ein riesiges Glück gehabt haben. Wir hatten eine intakte Familie, wir konnten die Schule besuchen, wir ha-



Kämpft als Gerichtsreporterin gegen Vorurteile und Selbstgefälligkeit in unserer Gesellschaft an: Margrit Sprecher.

Bild: Ursula Markus

ben halbwegs unsere Traumberufe, wir sind nie gequält worden. Ich möchte beim Leser die Fantasie wecken, was unter anderen Umständen geschehen kann.

«Meine Gerichtsberichte sind nie objektiv. Ich versuche immer deutlich zu machen, dass ich auf der Seite des Angeklagten stehe.»

Welche Gefühle überkommen Sie, wenn Sie vor Gericht einen menschlich besonders tragischen Fall erleben? Hass auf die Gesellschaft, welche einen Menschen zum Täter werden liess, Wut auf die Macht der Justiz oder ein Zorn auf die Selbstgerechtigkeit dieser Gesellschaft?

Solche Gefühle richten sich meistens gegen bestimmte Personen, welche diesem Menschen nicht noch einmal eine Chance gaben oder den Vorurteilen ihren Lauf liessen. Meine Wut auf unsere Justiz ist nicht mehr so gross. Besonders, seit ich gesehen habe, was sich in Amerika im Gerichtswesen abspielt. Aber die Selbstgefälligkeit ist bei uns sehr ausgeprägt. Das kommt vielleicht daher, dass die Menschen nicht viel Schweres durchgemacht haben und ein überkomfortables Leben führen.

Wie haben Sie Ihre Gerichtsfälle überhaupt ausgewählt?

Wenn sich ein Journalist als Gerichtsberichterstatte beglaubigen lässt, und dazu ist man verpflichtet, bekommt er

jeden Monat eine Liste mit sämtlichen Fällen, die vom Bezirksgericht, vom Obergericht und vom Geschworenengericht behandelt werden. Mit der Zeit erhält man ein Gespür für interessante Fälle. Bei Mordfällen zum Beispiel oder bei Kindsmisshandlungen geht es immer um sehr viel Menschliches. Besonders spannend ist es, wenn Frauen vor Gericht stehen. Bei den Frauen ist meistens Liebe im Spiel, und wenn Frauen vor den Schranken stehen, ist der Gerichtssaal meistens voll.

Woher kommt Ihr ausgeprägter Gerechtigkeitssinn?

Es gibt dafür nicht irgendein Ereignis. Ich befasse mich gerne mit Themen, bei denen ich eindeutig Stellung nehmen kann. Das ist vielleicht eine Temperamentsfrage. Ich bin gerne für oder gegen etwas. Harmlose Themen wähle ich grundsätzlich nicht aus, auch wenn sie noch so schön sind. Ich würde nicht über eine Hebamme in einem Bergtal berichten, die schon tausend Kinder auf die Welt gebracht hat. Das hätte mir zu wenig dramatisches Potenzial, gegen das ich anschreiben kann.

«Ich befasse mich gerne mit Themen, bei denen ich eindeutig Stellung nehmen kann. Ich bin gerne für oder gegen etwas.»

Für Ihr Buch «Leben und Sterben im Todestrakt» haben Sie viel auf sich genommen: Sie sind mehrmals nach Amerika gereist und haben sich an Ort und Stelle informiert. Wie ist es zu diesem Engagement gekommen?

Die Meldungen unter dem Titel «Vermishtes» in den Zeitungen sind journalistische Goldgruben. Dort las ich eines Tages, in Huntsville im amerikanischen Bundesstaat Texas werde der 560. Mensch hingerichtet innerhalb der letzten zehn Jahre. Da fragte ich mich, wie wohl eine Stadt von 36 000 Einwohnern aussieht, die jede Woche einen Menschen hinrichtet. Dann kam noch etwas dazu: Eine Bekannte schrieb mir, Texas wolle die Hinrichtungen beschleunigen, damit die Todezellen schneller aufgefüllt werden können. Damit werden die Berufungsmöglichkeiten der Häftlinge dramatisch

eingeschränkt. Meine Bekannte berichtete von einem Betroffenen und schlug mir vor, diesen im Todestrakt in Huntsville zu besuchen.

«Ich habe mich gefragt, wie wohl eine Stadt von 36 000 Einwohnern aussieht, die jede Woche einen Menschen hinrichtet.»

Wie muss man sich dieses Gefängnis vorstellen?

Von aussen sieht es wunderbar aus, wie ein Sanatorium. Drinnen ist es schrecklich. Man muss alles abgeben ausser einem 25-Cent-Stück für den Cola-Automaten. Man geht dann durch einen dicken Zaun hindurch, der surrt wie ein Elektrizitätswerk. Eine Türe klappt hinter einem zu, eine andere geht auf. In einem Raum, der im Winter eiskalt und im Sommer entsetzlich heiss ist, wird man zu einer Scheibe geführt. Auf der anderen Seite wird der Gefangene hereingebracht. In einer Art Käfig werden ihm die Handschellen abgenommen. Besucher und Gefangener begrüssen einander, indem sie die Handfläche gegen die Scheibe halten. Die Scheibe wird so etwas warm. Dann kann man bis zu vier Stunden miteinander sprechen.

Haben Sie in die Gefängniszellen hineingesehen?

Ich glaube, ich bin die einzige Journalistin, welche die Zellen anschauen konnte. Warum, weiss ich bis heute nicht. Das

Margrit Sprecher

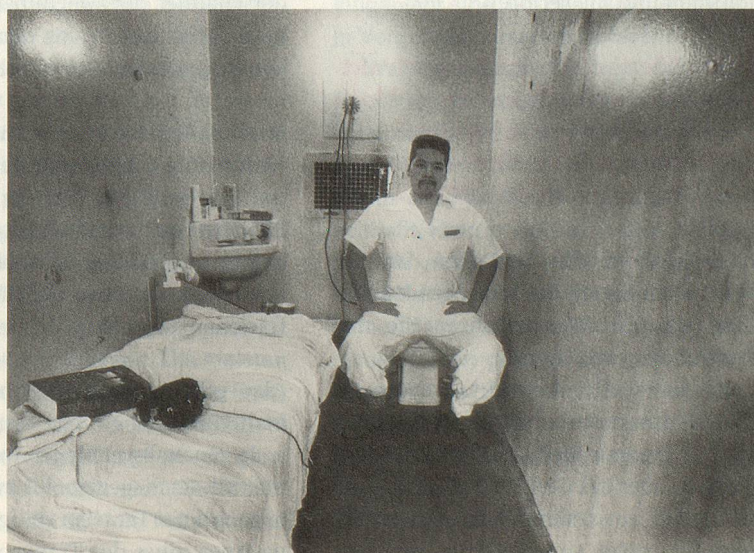
1936 in Chur geboren, absolvierte die Dolmetscherschule und studierte Publizistik in München und Wien. Sie war Redaktorin bei der schweizerischen «Elle». Von 1982 bis 1998 leitete sie das Ressort «Leben heute» bei der «Weltwoche». Heute ist sie Mitarbeiterin der «Weltwoche». Sie erhielt verschiedene Journalistenpreise, darunter den Kisch-Preis in Hamburg und den Publizistikpreis Klagenfurt. Bücher: «Gerichtsreportagen aus der Schweiz» (Ammann Verlag), «Bündner» (Terra Grischuna), «Leben und Sterben im Todestrakt» (Haffmans Verlag). Margrit Sprecher ist verheiratet und lebt in Zürich.

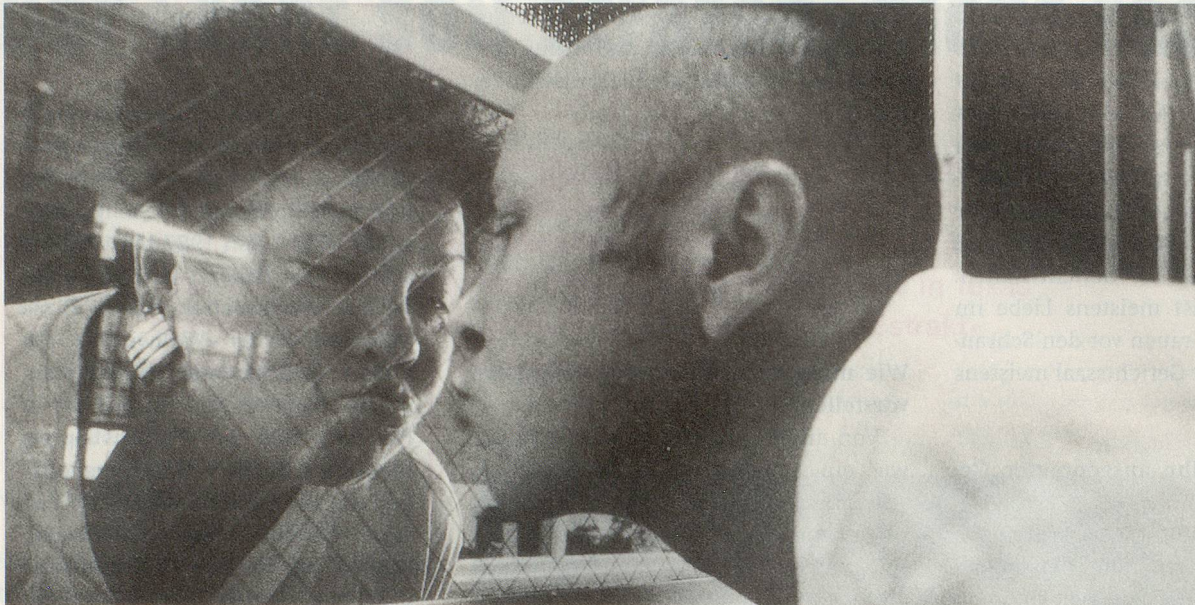
Schlimmste ist der Geruch von Urin und Angstschweiss. Das ist so schrecklich, dass man am liebsten wieder hinaus möchte. Die Männer lagen in ihren Boxershorts da, schweissnass. Ich ging an diesen Zellen vorbei wie an einer Hühnerbatterie. Am Boden hat es blaue Striche, die man nicht überschreiten darf. Man sagte mir, die Gefangenen könnten einen durch die Gitterstäbe zu fassen kriegen und heranziehen, einige seien wie Tiere. Aber sie werden richtiggehend zu Tieren gemacht.

Amerika ist stolz auf seine zivilisierte und demokratische Gesellschaft. Wie ist

Gefangenen-Zelle im Todestrakt

Bild: Ken Light (aus «Texas Death Row», University Press of Mississippi)





Ein Häftling begrüsst seine Mutter im Besuchsraum.

Bild: Ken Light (aus «Texas Death Row», University of Mississippi)

es zu erklären, dass gerade in diesem Land jedes Jahr Dutzende von Todesurteilen ausgeführt werden?

Ich glaube, es ist eine Form von Rache. Die Menschen im Todestrakt sind vom amerikanischen Volk restlos abgeschrieben. Sie haben niemanden mehr draussen. Niemand hat mehr ein Interesse daran, dass sie sich bessern oder ihre Tat bereuen. Sie haben nur noch eine Pflicht, sie müssen sterben, und zwar so schnell wie möglich. Ich habe mit einer Biologin darüber geredet. Sie meint, die Amerikaner hätten Europa zu einer Zeit verlassen, als hier noch fast das Mittelalter herrschte. Damals war auch hier ein grosses Strafbedürfnis vorhanden. Dieses haben die Menschen mit nach Amerika genommen und nie verloren.

«Die Menschen im Todestrakt sind vom amerikanischen Volk restlos abgeschrieben. Sie haben niemanden mehr draussen in der Welt.»

Sie schildern die Situation im Todestrakt in Ihrem Buch mit eindrücklichen Worten. Was möchten Sie mit Ihrem Buch erreichen?

Ich habe mich bemüht, ein ernstes Thema unterhaltend darzustellen. Das wird in einigen Medien auch kritisiert. Ich habe aber das Gefühl, dass man ganz laut rufen muss, um gehört zu werden, denn hier sagen sich die Leute, was geht

uns Amerika an? Ich finde, die Menschenrechte hören nicht an der Grenze von Amerika auf. Ich habe es als meine Aufgabe gesehen, die grauenhaften Zustände aufzuzeigen, die in einem Land herrschen, das sich so als Weltpolizist aufstellt.

Können Sie sich vorstellen, dass es nach dem Mord an der Pfadfinderin Pasquale Brumann auch bei uns Stimmen gegeben hat, welche den Tod des Mörders gefordert haben? Hätte die Todesstrafe, obwohl sie in der Verfassung gestrichen ist, in der Schweiz eine Chance?

Ich glaube schon. Ich war zwar nicht am Prozess gegen diesen Mörder, aber am Prozess in Wettingen gegen einen Kinderschänder, der zwei Buben umgebracht hatte. Hier haben vor dem Gerichtsgebäude geschniegelte junge Männer mit Krawatte, weissem Hemd und geradem Scheitel Papiere verteilt für die Wiedereinführung der Todesstrafe. Sie sind sehr umringt worden. Und im Gerichtssaal hat man von Zuschauerseite sehr oft «Rübe ab» gehört oder ähnliches. Das liegt bei uns gar nicht so tief unter der Oberfläche.

Also gibt es auch bei uns ein Rachebedürfnis.

Ja genau. Psychologen in Amerika sagen mir, Rachegefühle bis zu sechs Monate nach einer Tat seien völlig normal. Aber nachher muss der Trauerprozess einset-

zen. Und dieser findet in Amerika bei sehr vielen Betroffenen nicht statt. Die Todesurteile werden ja oft erst zehn bis zwanzig Jahre nach der Tat vollstreckt. Die Leute trauern dann nicht um ihre getöteten Angehörigen, sondern sie bewahren die Rache in sich. Ich finde, ein Staat sollte sich nicht auf die Stufe der Rachegefühle der Menschen hinunterlassen. Das ist mein Hauptargument gegen die Todesstrafe. Ein Staat sollte nicht rächen, er sollte strafen und die Gesellschaft vor gefährlichen Menschen schützen.

«Der Staat sollte sich nicht auf die Stufe der Rachegefühle hinunterlassen. Das ist mein Hauptargument gegen die Todesstrafe.»

Es gibt sicher Leute, die nach der Lektüre Ihres Buches nicht nur mit aufgewühlten Gefühlen zurückbleiben, sondern aktiv werden möchten. Was können sie gegen die unmenschlichen Zustände im Todestrakt tun?

Das ist ein ganz heikles Gebiet. Es gibt sehr viele Frauen, die den Gefangenen in Amerika Briefe schreiben. Es ist natürlich einer der grössten Liebesdienste, dem Häftling mit Briefen die Welt von draussen in die Zelle zu bringen. Das hat sich in diesem Todestrakt herumgesprochen, und es gibt Männer, die ganz gezielt Briefkontakt mit Frauen suchen. Oft gehen Frauen einen Briefwechsel ein, in deren

MARGRIT
SPRECHER

Leben und Sterben im Todes- trakt

Haffmann Buchbeck

Leben nicht viel passiert. Durch den Kontakt mit einem Häftling werden Sie für jemanden wichtig. Das kann schwierig werden, wenn der Häftling plötzlich Geld für einen Anwalt braucht. Ich kenne eine Frau, die alles verkauft hat, um einem Gefangenen hunderttausend Franken zu geben für eine Berufung. Auch muss man wissen, dass Männer im Todestrakt eine ungeheure Sensibilität entwickeln und jeden Unterton erkennen. Deshalb muss man sehr vorsichtig sein, was man schreibt.

Frau Sprecher, Sie haben den Ruf, im persönlichen Umgang sanft und harmoniebedürftig, im Gebrauch der Feder aber spitz und kämpferisch zu sein. Wann haben Sie das Schreiben als Machtmöglichkeit entdeckt?

Ich glaube, die Macht der Journalisten wird grenzenlos überschätzt. Zeitungen mit einer grossen Auflage und Leserschaft wie zum Beispiel der «Beobachter» oder das Fernsehen mit einer Sendung wie dem «Kassensturz» können vielleicht etwas bewegen. Als Journalist erhalten Sie entweder wütende Reaktionen oder Zustimmung. Ich wollte eigentlich nie sofort etwas bewirken. Mir geht es darum, eine Gedankenwelt zu vermitteln, ein bestimmtes Klima, in dem sich der Leser zu Hause fühlen und vielleicht erkennen kann: «Mensch, die denkt genau wie ich.»

Alt werden ist für viele Menschen mit Angst vor Schwäche und Abhängigkeit verbunden. Wie stellen Sie sich Ihren Ruhestand und Ihr höheres Alter vor?

Das Schlimmste am Altwerden ist eigentlich der Verlust an Macht und an Anziehungskraft. Gerade dies war mir aber nie wichtig. Ich wollte nie die Schönste sein, wenn ich irgendwo war. Und Macht zu haben, hätte für mich den Verlust der Freiheit bedeutet. Das Schlimmste wäre wahrscheinlich der Verlust der Gesundheit. Aber meine Mutter ist 87 und macht immer noch alles allein in Haus und Garten; vielleicht habe ich davon etwas geerbt. Und wenn ich einmal merke, dass es mit dem Schreiben nicht mehr so gut geht, könnte ich mich wahrscheinlich ohne Probleme aufs Kochen beschränken. Ich habe so viel geschrieben, dass ich meinen Namen nicht mehr unbedingt gedruckt sehen muss.

Die Wärter

Ein Job für beinahe jedermann

Auszug aus dem Buch von Margrit Sprecher
«Leben und Sterben im Todestrakt» *

Dienstagmorgen ist Wäschewechsel im Todestrakt. Die Männer schieben das benutzte Bettzeug durch die Türstäbe und bekommen dafür zwei frische Leintücher und ein frisches Kopfkissen ausgehändigt. Frisch ist allerdings übertrieben. Roger McGowens neues Kopfkissen sieht aus, als wäre ein Traktor darüber gefahren. Das eine Laken hat große, gelbe Flecken, das andere erweist sich nach näherer Besichtigung als ziemlich sauber. Er beschließt, mit der Trefferquote 2:1 zufrieden zu sein. Er hat schon Schlimmeres erlebt.

Kaum ist der Wäschekarren vorbei, erscheinen zwei Offiziere. Zelle um Zelle suchen sie nach gehorteten Tüchern ab. Als stocherten sie in Abfall, wühlen sie mit ihren Stöcken in den Papieren der Gefangenen. Fotografien werden vom Gestell gefegt, die am Boden für den Anwalt ausgelegten Akten mit einem Fußtritt in die Ecke befördert. Als sie wieder gehen, sieht die Zelle wie nach einem Einbruch aus. Weil die Offiziere nichts gefunden haben, konfiszieren sie zwei Spiegel, mit denen die Gefangenen einen Teil der Nachbarzelle übersehen können, und drei Ventilatoren. Die bringen zwar keine Kühlung, rühren aber wenigstens die faulige Luft um. Weil die Männer die Ventilatoren selbst im Gefängnisshop gekauft haben, verlangt einer von ihnen eine Quittung. Als Antwort bekommt er ein Grinsen.

Die Korridore widerhallen von Flüchen, Türen schlagen. «Zu große Aufregung zu früh am Morgen», beschließt Roger McGowen und versucht, die Wut seiner Mithäftlinge und das Bellen der Offiziere zu überhören.

Beim Duschen im Morgengrauen ist er, wie oft, allein gewesen. Die meisten Gefangenen lassen nicht nur das Frühstück um drei Uhr nachts ausfallen, sondern auch das Duschen morgens um sechs. Im Sommer sind die Nächte im Trakt so laut, daß die meisten erst

lange nach Mitternacht einschlafen können und morgens lieber möglichst lange weiterdösen wollen. Das verkürzt den Tag in der brütend heißen Zelle. Im Winter ist es so kalt im ungeheizten Trakt, daß niemand die mühsam gesammelte Wärme opfern mag, die der zusammengerollte Körper bis zum Morgen endlich in der Pritschenkühle geschaffen hat. Dazu kommt, daß der Gefangene vor dem Abführen in die Dusche mit ausgebreiteten Armen und gespreizten Beinen in der eisigen Luft dastehen und warten muß, bis die Wärter zur Leibesvisitation bereit sind.

Viele glauben, daß das Duschen absichtlich so früh auf dem Programm steht. Denn Duschen macht Arbeit. Jeder Gefangene muß einzeln abgeholt, mit Handschellen gefesselt und von zwei Wärtern begleitet in die vergitterte Duschkabine geführt werden. Am Wasserhahn dreht er meist vergeblich. Bald stürzt der Strahl eiskalt aus der Decke, dann wieder siedend heiß. Wer sich nicht verbrühen will, rettet sich mit einem Sprung an den Rand des Duschkäfigs. Dabei hat sich schon manch einer verletzt. Beschwerden nützten nichts. Daraus schlossen die Männer, daß die Temperaturschocks eingeplant sind, um das Duschen nicht in Vergnügen ausarten zu lassen.

Wasser bedeutet für Roger mehr als Reinigung. Es ist Befreiung, und die Dusche der Ort im Todestrakt, wo er seinem früheren Leben am nächsten ist. Wenn er unter der Brause die Augen schließt, kann er sich vorstellen, er stehe, wie einst, im Gewitter. Roger hat seit 13 Jahren keinen Regen mehr auf seiner Haut und keine Erde mehr unter seinen Füßen gespürt. Die gepressten Blumen, die ihm eine Brieffreundin schickte, durfte er nur kurz berühren. Dann wurden sie weggeworfen.

* (Bestellschein Seite 49)